

Von geschlechtstypisch zu geschlechtskreativ? Bemühungen einer geschlechtsneutralen Erziehung im Rückblick

In den 1970er/1980er Jahren wollten viele durch die Studentenbewegung beeinflusste Eltern ihre Kinder geschlechtsneutral erziehen. In ihrem sensibel dokumentierenden Tagebuch der Entwicklung ihrer Tochter Annelie während der ersten drei Lebensjahre hat Marianne Grabrucker deutlich gemacht, wie schwierig das ist, weil Eltern keineswegs allein entscheiden, welchen Einflüssen Kinder ausgesetzt sind. So beschreibt sie als eine offenbar für ihre Tochter sehr prägende Erfahrung, dass sie häufig Bilder von halbnackten Frauen z.B. auf Litfaßsäulen sieht und Männer reden hört. Entsprechend resümiert Grabrucker die Weltsicht ihrer Tochter mit anderthalb Jahren:

„Mich bedrückt, daß ihr Wahrnehmungshorizont dafür, wie bei uns Frauen und Männer zusammenleben, sich auf die einfache Formel bringen läßt: ‚Frau nackig‘ – ‚Mann redet‘. ‚Mann nackig‘ hat sie nie gesagt und ‚Frau redet‘ lediglich einmal.“ (Grabrucker 1985: 38)

Nun hat sich in den mehr als 30 Jahren seitdem viel verändert – nicht nur auf Litfaßsäulen oder in den Medien, in denen Frauen mittlerweile selbstverständliche Nachrichtensprecherinnen sind. Die vielen Maßnahmen zur Mädchen- und Frauenförderung haben auch im Bildungsbereich Wirkung gezeigt, indem Mädchen bzw. junge Frauen inzwischen die besseren Schulabschlüsse aufweisen. Spätestens seit der ersten PISA-Studie 2000 entflammte in der Folge eine Debatte um die Benachteiligung von Jungen. Damit einher ging die Annahme, Erziehung und Sozialisation würden es Jungen erschweren, eine männliche Identität zu entwickeln. Statt geschlechtsneutraler Erziehung sei eine zu „weiblichem Verhalten“ erfolgt, die Jungen nicht entspräche.

Parallel dazu entflammte erneut die Diskussion darum, ob Geschlecht überhaupt durch Sozialisation beeinflusst werden könne oder ob sich nicht ein natürliches Geschlechterverhalten durchsetzen würde. Gerade auch Eltern berichteten häufig davon, sie hätten ihre Söhne und Töchter gleichbehandelt, aber diese hätten trotzdem geschlechtstypische Präferenzen bei den Spielsachen entwickelt. Das – so ihre Schlussfolgerung – sei ein Hinweis darauf, dass Geschlecht eben doch etwas Natürliches sei, das man nicht einfach verändern

könne. Marianne Grabrucker hat jedoch anschaulich beschrieben, warum es ihr nicht gelang, ihre Tochter für Technik zu begeistern:

„Jürgen, ein Kollege von mir, besucht uns. Wir gehen zur Eisdielen. Er trägt Annelie auf dem Arm. Unterwegs sagt sie: ‚Auto kaputt.‘ Wir bleiben stehen und blicken uns um; da steht tatsächlich ein Auto mit offener Motorhaube. Ich sage: ‚Ja, das wird repariert‘, und will weitergehen. Mir ist das Auto gleichgültig. Jürgen dagegen bleibt stehen, dann geht er mit ihr zum Auto, läßt sie in den Motorraum schauen, erklärt ihr einzelne Teile und zeigt ihr, wie sie mit Kabeln, Schläuchen usw. miteinander verbunden sind. Sie versteht das zwar alles nicht, aber ihre Aufmerksamkeit ist geweckt. Sie hört sehr interessiert und konzentriert zu und verfolgt seine Handbewegungen von einem Motorteil zum anderen. Beide halten sich ein Weilchen vor diesem Auto auf; ich stehe etwas abseits, gelangweilt, und beteilige mich nicht an der Erklärung. Nie und nimmer wäre ich auf die Idee gekommen, angesichts eines Autos mit offener Motorhaube ihr das alles zu erklären. Ich schäme mich, als ich ihr Interesse daran sehe, weil ich denke, ihr damit einen nicht unwesentlichen Teil unseres Lebens vorenthalten zu haben. Habe ich sie absichtlich von der Technik ferngehalten?“ (Grabrucker 1985: 81)

Grabrucker beschreibt, dass die Interessen von Mädchen auf jene Gebiete gelenkt werden, von denen die Mutter etwas versteht, „in denen sie lebt. So werden mütterliche und töchterliche Interessen identisch, so werden sich alle Frauen ähnlich“ (ebd.: 83) – solange Technik für Frauen kein Thema ist, wird es auch eher keines für die Mädchen. Grabrucker hat für Annelie zwar einen Schraubenzieher gekauft, aber nichts mit ihr damit ausprobiert. Ich habe selbst eine parallele, wenngleich in die umgekehrte Richtung weisende Erfahrung gemacht: Als Mutter von zwei Söhnen fand ich es zwar wichtig, diesen auch das Spielen mit Puppen zu ermöglichen. Da ich selbst jedoch nie großes Interesse an Puppen hatte und den Kauf eines der teuren Puppenwagen scheute, bekamen sie einen preiswerten Korbwagen – den sie auch genutzt haben, allerdings vor allem als Transportfahrzeug für ihre Kuscheltiere und Autos.

Neben diesen Differenzen in der praktischen Umsetzung von Erziehungsvorstellungen finden sich – entgegen der Annahme einer Gleichbehandlung – durchaus Unterschiede bei den Erziehungszielen. Das konnten wir in einer repräsentativen Befragung von insgesamt 3001 deutschsprachigen Frauen im Alter von 16 bis 59 Jahren für die Zeitschrift „Freundin“, an der ich Anfang der 1990er Jahre beteiligt war, zeigen. Die Frauen wurden gebeten, zu 22 Erziehungszielen anzugeben, für wie wichtig sie diese für ein Mädchen bzw. für einen Jungen halten. Zwar wurden „selbständiges Denken“ und „Durchsetzungsvermögen“ für beide Geschlechter von etwa 60% der Befragten für sehr wichtig gehalten. Bei den Jungen waren dies die beiden am häufigsten genannten Ziele, während bei den Mädchen „Zärtlichkeit“ mit zwei Dritteln der Nennungen an erster Stelle stand. Betrachtet man die Differenzen in den Häufigkeiten der Nennungen, dann hielten mehr als 40% „Haushaltsführung“ für Mädchen für wichtiger als für Jungen, während umgekehrt „Technikverständnis“ und „handwerkliches Können“ von 40% für Jungen als wichtiger als für Mädchen angesehen wurden (Faulstich-Wieland 1995: 98–103).

Neuere Studien zu geschlechterdifferenten Erziehungsvorstellungen sind mir leider nicht bekannt. In der Vodafone-Studie zu den Informations- und Unterstützungswünschen von Eltern zu Bildung und Erziehung spielt eine genderbezogene Erziehung keine Rolle (Vodafone Stiftung Deutschland 2015) – da es sich um eine standardisierte Befragung handelt, muss man richtigerweise sagen, den Autor*innen war dies keine Items wert. Der gerade erschienene Neunte Familienbericht verweist aber darauf, dass schon Eltern von Grundschulkindern die mathematischen Kompetenzen ihrer Söhne höher einschätzen als die ihrer Töchter – selbst bei gleichen Kompetenzen (Bundesministerium für Familie 2021: 343). Wenngleich die Beteiligung an Hausarbeit durch Kinder und Jugendliche insgesamt nicht sehr viel Zeit in Anspruch nimmt, sind Mädchen dennoch weiterhin etwas länger damit befasst als Jungen (Schulz 2021).

Was bedeutet überhaupt eine „geschlechtsneutrale Erziehung“? Im Allgemeinen wird damit gemeint, dass Geschlechterstereotype keine Rolle spielen und dass Kinder nicht auf traditionell dem zugewiesenen Geschlecht zugeschriebene Eigenschaften und Verhaltensweisen eingeschränkt werden sollten. Zwar weist die Vodafone-Studie nicht aus, ob es Unterschiede in den Erziehungszielen für Mädchen und Jungen gibt, aber Sabine Walper betont, dass nicht mehr wie in der Zeit nach der Studentenbewegung „Selbständigkeit und Willensfreiheit“ an erster Stelle stehen, sondern dies nun „soziale Tugenden und Aspekte von Disziplin und Durchhaltevermögen“ sind (Walper 2015: 18; 20). Geschlechterstereotype Einschränkungen würden Eltern darunter sicher nicht primär verstehen. Dennoch spielen Vorstellungen davon, was „normal“ für Mädchen bzw. Jungen ist, eine wichtige, zugleich nicht unbedingt bewusste Rolle. Das können die sogenannten Baby-X-Versuche sehr gut zeigen (Verlan/Schnerring 2021). Der WDR präsentierte am 10.4.2018 im Rahmen seiner Quarks-Sendung eine solche kleine Studie (Quarks 2018). Acht Versuchspersonen unterschiedlichen Alters und Geschlechts wurden gebeten, mit einem Baby zu spielen – als Spielzeug gab es verschiedene Puppen und Holzautos. Die Babys wurden durch Kleidung und z.B. Haarspangen gegengeschlechtlich inszeniert: aus Benedikt wurde Bibi, aus Veronika Niklas und Frederik wurde zu Frieda. Die Auswahl des Spielzeugs durch die Erwachsenen folgte den Geschlechterklischees, d.h. der vermeintliche Junge erhielt ein Auto. Auch die Frage, welches Spielzeug den Babys am besten gefallen hätte, wurde geschlechterstereotyp beantwortet und explizit mit dem Geschlecht begründet: Niklas hat das Auto am besten gefallen, weil er ein Junge ist! In einem zweiten Experiment wurden die Kinder neutral inszeniert und auch nicht mit Namen versehen. Dennoch ordneten die Erwachsenen ihnen sehr schnell ein Geschlecht zu. Es schien sogar so, dass die älteren Versuchspersonen entspannter und ruhiger – und damit neutraler – mit den Kindern umgingen. Die beteiligte Entwicklungspsychologin Sabine Pauen begründet dies damit, dass wir immer Kategorien benötigen, und zwar je unsicherer wir sind, umso deutlicher.

Warum gelingt es offenbar nicht, sich geschlechtsneutral gegenüber Kindern zu verhalten? Heißt das, wir sind alle nicht frei von Geschlechterstereotypen? Geschlecht als soziale Konstruktion zu sehen, hilft als theoretischer Ansatz zu verstehen, wieso wir nicht ohne Kategorien und damit in gewisser Weise auch Stereotype auskommen. Candace West und Don Zimmerman haben das Konzept des „doing gender“ als erste umfassend vorgestellt (West/Zimmerman 1987, 1991, 2009). Geschlecht ist nicht etwas, das man „hat“, sondern es ist etwas, das man „tut“. Die Zuweisung zu einem Geschlecht, die inzwischen oft schon während der Schwangerschaft oder spätestens bei der Geburt vorgenommen wird, orientiert sich zwar an körperlichen Merkmalen, bedeutet aber keineswegs, dass damit vorgezeichnet wäre, wie „man“ sich entwickelt. Dies ist vielmehr ein Lernprozess, der sehr früh einsetzt und, wie die Baby-X-Versuche zeigen, weitgehend subtil, d.h. keineswegs als Lernen erkennbar verläuft. Juliane Degner benennt zwei „Entwicklungsaufgaben“, die hier bewältigt werden müssen, nämlich zum einen zu erkennen, welche relevanten Kategorien es überhaupt gibt, zum anderen, welche Bedeutung diesen zukommt (Degner 2020). Kategorien zu bilden gilt als angeborene Fähigkeit, über die alle Menschen verfügen. Welche Kategorien dies jedoch sind und welche Bedeutung ihnen zukommt, das unterscheidet sich je nach gesellschaftlichen und sozialen Kontexten. In jedem Fall lernen Säuglinge, „bekannt“ von „unbekannt“ zu unterscheiden und verstärkt auf Bekanntes zu reagieren. Degner erwähnt eine Studie, wonach drei- bis viermonatige Säuglinge bevorzugt auf die Gesichter von Frauen reagierten – jedoch nur, wenn ihre Hauptbezugsperson weiblich war. Die soziale Bedeutung einer Kategorie ergibt sich also zunächst einmal aus ihrem gehäuftem Vorkommen. Dies führt zugleich zum Verständnis des „Eigenen“ im Gegensatz zum „Anderen“. Allerdings sind Kinder sehr flexibel im Erkunden ihrer sozialen Umwelt – Lernprozesse bestehen ja auch darin, Unbekanntes zu Bekanntem werden zu lassen. Der Sprache kommt dabei eine wichtige Rolle zu, denn die Kategorien bedürfen einer Benennung. Da sie im Allgemeinen jedoch komplex sind – wie dies für die hier interessierende Kategorie Geschlecht gilt – benötigen Kinder weitere Informationen, um zu erkennen, welche Kategorien wichtig sind und woran man sie erkennt. Degner nennt als Beispiel die leichte Unterscheidbarkeit von großen Ohren gegenüber kleinen Ohren – dennoch ist dies keine relevante Kategorie, die betont würde und der man soziale Relevanz verleiht. In Bezug auf das Geschlecht kommen hier nun jedoch Geschlechterstereotype ins Spiel: Um mein zugewiesenes Geschlecht „weiblich“ zu „tun“ und insofern als Mädchen/Frau erkennbar zu werden, muss ich mich – so West und Zimmerman – „genderadäquat“ verhalten. Die biologischen Bestimmungen – Penis, Vulva oder die genetische Ausstattung mit einem xx oder einem xy-Gen – sind im Alltag keineswegs sofort erkennbar, bei bekleideten Kindern oder bezogen auf die Gene schon gar nicht. Entsprechend gibt es vielfältige Merkmale, die eine Erkennbarkeit erleichtern sollen: Kleidung oder Kleidungsfarbe, Haartracht und

Accessoires sind die wesentlichen. Hosen, blaue Farben und kurze Haare für Jungen, Kleidchen, rosa und lange Haare für Mädchen stellen hier die keineswegs verschwundenen Stereotype dar. Spielzeugzuordnungen – von der Spielzeugindustrie offensiv forciert – helfen zusätzlich. Die geschlechtstypisierten Überraschungseier sind dafür nur ein eindrückliches Beispiel, weil sie sehr präsent beim Lebensmitteleinkauf sind und somit sehr öffentlich transportieren, wofür Eltern und Kinder sich entscheiden (dürfen) (Degner 10.6.21). Mit der Bestimmung dessen, was „genderadäquat“ ist, gehen dann auch Verhaltenszuschreibungen einher – wie z.B. jenes Erziehungsziel für Mädchen, dass zärtlich zu sein für sie sehr wichtig ist. Genderadäquatheit wird so zur *doxa*, zu „jener stummen Erfahrung der Welt als einer selbstverständlichen“ (Wayand 1998: 228).

Von Anfang an beinhaltet *doing gender* allerdings zugleich einen interaktiven Prozess, ein wechselseitiges Erkennen und Bekräftigen dessen, was gewünscht wird. Orientierungsmaßstäbe dabei sind vor allem zwei: zum einen jene Vorstellungen davon, was genderadäquat ist – was als normal und akzeptabel für ein Mädchen oder einen Jungen gilt –, zum anderen aber auch, was einem „gut tut“, den eigenen Bedürfnissen entspricht. Beide Maßstäbe sind keineswegs eindeutig kodifiziert und sie sind auch nicht unabhängig voneinander. Bezogen auf Genderstereotype kann man an dieser Stelle konstatieren, dass inzwischen viele Menschen sie ablehnen würden, wenn sie starr formuliert wären – Jungen dürfen nicht weinen, Mädchen dürfen keine Puppe schlachten, um ihr Inneres zu untersuchen. Dennoch geschieht die konkrete Bewertung eines Verhaltens immer vor der Folie der Geschlechtszugehörigkeit und erfährt zudem oft eine andere Deutung, je nachdem, ob es von einem Jungen oder einem Mädchen gezeigt wird. Der Titel der Zusammenstellung von Baby-X-Versuchen durch Verlan und Schnerring „Er ist ärgerlich – sie hat Angst“ verweist auf diesen Aspekt. Mimik und Gestik werden nicht unabhängig von der (angenommenen) Geschlechtszugehörigkeit interpretiert und folgen dabei in der Regel den Stereotypen.

Bezogen auf die eigenen Bedürfnisse bedeutet die Unschärfe der „Geschlechtsadäquatheit“ sehr wohl die Möglichkeit, sich über explizite oder implizite Normen hinwegzusetzen – welches Selbstbewusstsein dazu nötig ist, hängt ab vom sozialen Klima, in dem das Verhalten gezeigt werden kann. Meine Enkelin Leni hatte sich zum Schulbeginn für einen Ranzen mit Fußballmotiven entschieden, da sie selbst aktive Fußballspielerin ist. Nach wenigen Wochen in der ersten Klasse wollte sie einen anderen Ranzen haben, weil ihre Mitschüler*innen gesagt hatten, ihrer sei ein Jungenranzen! Es bedurfte einiger familiärer Unterstützung, um ihr zu ermöglichen, auch weiterhin mit ihrem Ranzen glücklich zu sein – was aber gelang. Im Rahmen des qualitativen Forschungsprojektes „Gender Assignment in Question (GAIQ)“ an der Universität Luxemburg (Projektleitung Christel Balthes-Löhr, Mitarbeit an der Auswertung: Hannelore Faulstich-Wieland, Francis Seeck) berichtete die Transfrau

Julia, dass sie als Kind im Alter von ca. sieben Jahren gerne weibliche Kleidung anprobierte. Dies musste jedoch heimlich geschehen und wurde, nachdem es einmal von den Eltern entdeckt worden war, als schwere Sünde gebrandmarkt – womit es nicht unbeschwert erprobt werden konnte und das Leben von Julia nach wie vor erschwert.

Kinder lernen im Verlaufe der Jahre, was ihnen ermöglicht oder verwehrt wird. Da die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht nach wie vor eine gesellschaftlich zentrale Kategorie darstellt, lernen sie entsprechend, wie sie sicherstellen, als Mädchen oder als Junge gelesen zu werden. Gerade die ersten Jahre und beispielsweise die Zeit im Kindergarten sind wichtig für diese Entwicklung. Kinder wollen „groß“ sein und auch so anerkannt werden. Unser Sohn Michael hat seine Kindergartenerzieherin – so hat sie es uns erzählt – mit zwei Jahren einmal gebeten, ihn nicht mehr „Michi“ zu nennen, das „klingt so klein“. Gefragt, wie sie ihn denn ansprechen sollte, meinte er „am besten Michael Faulstich“. Bezogen auf das Geschlecht ist ein nicht genderadäquates Verhalten durch Babys weitgehend unproblematisch. Sobald es jedoch wichtig für die Kinder wird, eben nicht mehr als Baby angesehen zu werden, sondern als „groß“ zu gelten, spielt die Erkennbarkeit des Geschlechts eine Rolle – die relevanten Kategorien sind hier eben nicht Baby – Kind, sondern Baby – Mädchen/Junge. Wer erinnert sich nicht an Äußerungen wie „du bist doch kein Baby mehr, du bist doch schon ein richtiges Mädchen/ein richtiger Junge“?! Allerdings gilt dies in der Tat nur, wenn Geschlecht von den Erwachsenen dramatisiert, also immer wieder betont und für wichtig erachtet wird. Kinder können sehr wohl damit umgehen, wenn eine Geschlechtszuordnung nicht vorgenommen werden kann oder soll. So berichteten in einem der Interviews in dem Projekt GAIQ die Eltern von Toni, einem intergeschlechtlichen Kind, dass sie im Kindergarten und in der Grundschule – die Toni mittlerweile besucht – sehr offen mit dem Thema umgegangen seien und Erwachsene wie Kinder dies unproblematisch akzeptiert haben. Toni wechselte im Verlauf der Kindergartenzeit von einer eher weiblich konnotierten Rolle zu einer eher männlich konnotierten Rolle.

Gesellschaftlich gesehen haben sich die Maßstäbe für ein geschlechtsadäquates Verhalten in den letzten Jahrzehnten erheblich gewandelt. Dabei sind die Verhaltensoptionen für Frauen breiter geworden, während Männer hier noch deutlichere Einschränkungen erfahren. Um die Repräsentanz in den Medien dafür heranzuziehen: Frauen im Fernsehen haben ein größeres Spektrum für unterschiedliche Kleidungsstile – wenngleich High Heels noch immer zum geforderten Outfit gehören, aber diese Regel zunehmend, z.B. durch Sportmoderatorinnen oder auch etwa durch die weißen Turnschuhe von Anne Will, durchbrochen wird. Männer bleiben nach wie vor bei dunklen Anzügen, das Weglassen der Krawatte und erste Ansätze für legerere Kleidung – hier eher bei jenen Männern, die für Sport oder Wetter zuständig sind – zeigen sich aber auch hier. Pinkfarbene Anzüge sind dagegen immer noch eher Karikaturen – wie beispielsweise bei der „heute show“ am 10.9.21 – vorbehalten.

Geändert hat sich auch, dass die Zweigeschlechtlichkeit zwar nach wie vor für die meisten Menschen als Selbstverständlichkeit angesehen wird, faktisch jedoch durch die Änderung des Personenstandsgesetzes eine dritte Möglichkeit neben männlich und weiblich, nämlich divers, eingeführt wurde. In Stellenanzeigen findet sich diese Kategorie nahezu durchgängig. Die wenigsten Menschen wissen aber wohl, dass es sich dabei keineswegs um eine Wunsch-kategorie handelt, die man wählen kann, wenn man sich nicht einem der beiden anderen Geschlechter zuordnen will, sondern dass sie begrenzt ist auf jene Menschen, deren Geschlechtszugehörigkeit biologisch nicht eindeutig ist. Für sie war bis dahin eine Zwangszuordnung vorgesehen. Insbesondere für Kinder kann man hier hoffen, dass die Veränderungen helfen, Entwicklungen zu vermeiden, die für sie bisher mit vielfältigen Leiden verbunden waren.

Geändert hat sich im Blick auf Geschlecht auch, dass die Heteronormativität sich aufzulösen beginnt. Sexuelle Orientierungen unterliegen inzwischen deutlich weniger Tabus als früher. Homophobie wird mittlerweile selbst im Sport aktiv bekämpft. Sexuelle Orientierungen als lesbisch oder schwul sind gesetzlich akzeptiert, indem mittlerweile gleichgeschlechtliche Ehen möglich sind. Nach wie vor bestehen hier allerdings noch rechtliche Diskriminierungen, z.B. in der Anerkennung der Elternschaft: Während ein verheirateter heterosexueller Mann automatisch zum Vater wird, wenn seine Frau ein Kind bekommt – selbst wenn er nicht der biologische Vater ist –, wird eine lesbische Ehefrau keineswegs automatisch zur zweiten Mutter, wenn ihre Frau ein Kind bekommt.

Die geradezu verbissenen Auseinandersetzungen gegen die Sichtbarmachung der vielfältigen Geschlechtszugehörigkeiten in der Sprache zeigen allerdings, dass es sich hier um ein sehr wichtiges gesellschaftliches Machtfeld handelt.

Nichtsdestotrotz erfahren Kinder zunehmend größere Vielfalt in den Lebensformen von Familien, indem Patchworkfamilien und gleichgeschlechtliche Elternpaare selbstverständlich(er) werden. Geschlechterstereotype sollten infolgedessen unwichtiger werden. Bezogen auf Familien mit trans- oder intergeschlechtlichen Mitgliedern gibt es hier jedoch eine große Forschungslücke (Vries 2021).

Als neue Entwicklungen finden wir nun neben dem Anspruch an geschlechtsneutrale Erziehung Vorstellungen von einer „geschlechtskreativen“ Erziehung (*gender creative parenting*). Gemeint ist damit, den Kindern neutrale Vornamen zu geben, die nicht offenlegen, ob es sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelt, auch wenn es sich nicht um intergeschlechtliche Kinder handelt. Ebenso wird versucht, das Geschlecht eines Kindes geheim zu halten, um ihm später die Entscheidung selbst zu überlassen. Protagonist*innen dieser Erziehungsform sind das australisch-amerikanische Ehepaar Kyl und Brent Myers mit ihrem Kind Zoomer (vgl. Myers o.J.). Sie hielten das Geschlecht ihres Kindes geheim bzw. verpflichteten alle, die das Genital gesehen hatten, zur Verschwiegenheit. Zoomer sollte selbst über die Geschlechtszuordnung

entscheiden. Bis dahin wurden die Pronomen they/them/their verwendet. In früheren Gesellschaften gab es diese Verwendung als Pluralis Majestatis – ob das heutzutage angemessen für eine einzelne Person ist, weiß ich nicht ... In den USA gilt sie inzwischen als akzeptable Singular-Form. Auf Deutsch würde die Verwendung des Plurals nicht funktionieren, weil sie identisch mit dem weiblichen Singular ist. Tatsächlich ist das Fehlen eines geschlechtsneutralen Pronomens ein Hindernis, um nicht-binäre Zuordnungen unproblematisch verwenden zu können. Es gibt Organisationen, die Listen sammeln und offenbar auch viele Varianten gefunden haben, es gibt jedoch keine offizielle Version (jetzt o.J.).

Zoomer hat mit fünf Jahren entschieden, nun mit he/him charakterisiert zu werden. In Kyl Myers blog finden sich „5 ways parents can help kids avoid gender stereotypes“ (Myers 2021):

„1. Acknowledge that a child may be LGBTQI+“

Eltern sollten sich darauf einstellen, dass ihr Kind nicht der heterosexuellen Norm entsprechen könnte. Es gerade dann zu akzeptieren und in der individuellen Entwicklung zu unterstützen, ist sehr wichtig – und immer noch nicht selbstverständlich.

„2. Be aware of gendered marketing“

Myers empfiehlt, Kindern alle Spiel- und Anzihsachen zu zeigen und sich nicht von den Verkaufsstrategien begrenzen zu lassen. Zudem könnten sie ein „counterstereotyping“ praktizieren, also z.B. sagen, dass Jungen sehr gern mit Puppen spielen.

„3. Disrupt gender stereotypes at home“

Eltern sind Vorbilder für Kinder, d.h. die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wird von den Kindern als selbstverständliche Normalität gelernt. Hier auf Gleichheit zu achten und auch Kinder nicht stereotyp zu Arbeiten heranzuziehen, wäre ein wichtiger Weg.

„4. Use gender-neutral language“

Myers hält es für wichtig, Geschlecht nicht im Sprachgebrauch zu dramatisieren, sondern neutrale Begriffe zu verwenden – so z.B. von Vulva zu sprechen und nicht von „girls parts“ oder auch von Eltern und Betreuenden statt von „Mom and Dad“.

„5. Encourage mixed-gender play“

Nach wie vor wird Geschlecht oft als Einteilungskriterium genutzt, wie z.B. im Sport oder auch in Schule und Unterricht. Hier sollten eher geschlechts-gemischte Gelegenheiten geboten werden.

Nun sind das m.E. Hinweise, die unabhängig davon wichtig sind, ob man das Geschlecht eines Kindes geheim hält oder ob man Mädchen wie Jungen ermutigt, stereotype Zuschreibungen in Frage zu stellen und entsprechende Grenzen zu überwinden. Die Tatsache, eine Geschlechtsidentität als Mädchen oder als Junge zu entwickeln, bedeutet keineswegs, starre Vorstellungen zu implementieren. So lassen sich mehrere der Hinweise von Myers durchaus auch in dem Band „Erziehung zur Männlichkeit?!“ von Heidrun Bründel und Klaus Hurrelmann in ähnlicher Form finden, obwohl hier die Unterstützungsforderung dahin geht, Jungen zu einer nicht-stereotypen Geschlechtsidentität bzw. zu einem nicht-stereotypen Männlichkeitsverständnis zu verhelfen (Bründel/Hurrelmann 2021).

Dass eine geschlechtsneutrale Erziehung im Sinne des Vermeidens von „echten“, d.h. einengenden Stereotypen bei gleichzeitiger Akzeptanz von vielfältigen Identitäten hilft, belegt eine Auswertung im Blick auf die kognitive wie die sozio-emotionale Entwicklung: Sandra Heisig hat die verfügbaren internationalen empirischen Studien ausgewertet und zeigt, wie sehr Kinder und Jugendliche profitieren, wenn sie nicht stereotyp festgelegt werden:

„Vorliegende nationale und internationale Studien zeigen, dass eine starke Betonung der Geschlechter bzw. das Innehaben von geschlechtsspezifischen Vorurteilen weitreichende Folgen hat und Kinder sowie Jugendliche in ihrer kognitiven und sozio-emotionalen Entwicklung beeinträchtigt.“ (Heisig 2019: 15)

Studien zu langfristigen Folgen einer Entdramatisierung von Geschlecht gibt es noch nicht, aber alle bisherigen Hinweise verweisen darauf, dass dies der bessere Weg ist: Geschlecht gerät solange nicht aus dem Blick, solange es gesellschaftlich eine relevante Kategorie darstellt, aber durch den Verzicht auf Dramatisierungen wird zugleich eine Reduzierung der Bedeutung der Kategorie erreicht – zu Gunsten von Individualität und Vielfalt (Faulstich-Wieland 2016).

Literatur

- Bründel, Heidrun/Hurrelmann, Klaus (2021): Erziehung zur Männlichkeit?! Auf dem Weg zur geschlechtersensiblen Persönlichkeitsentwicklung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2021): Neunter Familienbericht. Eltern sein in Deutschland. Deutscher Bundestag. Berlin (Drucksache 19/27200).
- Degner, Juliane (2021): Diese Auswirkungen haben Gender-Klischees auf Kinder. In: Focus, 10.6.21. Online verfügbar unter https://www.focus.de/familie/eltern/in-normen-gepresst-nur-fuer-maedchen-gender-klischees-koennen-fuer-kinder-fatale-folgen-haben_id_13334491.html.
- Degner, Juliane (2020): Stereotype und Vorurteile im frühen Kindesalter. In: The Inquisitive Mind (1). Online verfügbar unter <https://de.in-mind.org/article/stereotype-und-vorurteile-im-fruehen-kindesalter>.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (1995): Geschlecht und Erziehung. Grundlagen des pädagogischen Umgangs mit Mädchen und Jungen. Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2016): Gendersensibilität als Balance zwischen Dramatisierung und Entdramatisierung von Geschlecht. In: B&E Bildungspolitisches Magazin des Verbandes Bildung und Erziehung (VBE) 2016, 3, S. 4–7. Online verfügbar unter <http://www.vbe.de/angebote/be-online/ausgabe-32016-der-paedagogische-abdruck-identitaeten-stiften.html>.
- Grabruker, Marianne (1985): „Typisch Mädchen“. Prägung in den ersten 3 Lebensjahren; ein Tagebuch. Frankfurt am Main: Fischer.
- Heisig, Sandra (2019): Vom Sinn einer geschlechtsneutralen Erziehung und Bildung. In: ifo Dresden berichtet 27, 2, S. 12–16. Online verfügbar unter <https://www.ifo.de/publikationen/2019/aufsatz-zeitschrift/vom-sinn-einer-geschlechtsneutralen-erziehung-und-bildung>.
- jetzt (o.J.): <https://www.jetzt.de/gender/welches-pronomen-benutzt-man-bei-menschen-die-sich-weder-als-mann-noch-als-frau-definieren> [Zugriff: 11.09.2021].
- Myers, Brent/ Myers, Kyl (o.J.): Raising Zoomer. <https://www.raisingzoomer.com/> [Zugriff: 11.09.2021].
- Myers, Kyl (2021): 5 ways parents can help kids avoid gender stereotypes. <https://theconversation.com/5-ways-parents-can-help-kids-avoid-gender-stereotypes-154604> [Zugriff: 15.09.21].
- Quarks (2018): Drängen wir Kinder in Geschlechterrollen? Ein Experiment. Sendung am 10.4.2018. <https://www.youtube.com/watch?v=nCYP9Nxxw2s4&t=9s> [Zugriff: 10.9.21].
- Schulz, Florian (2021): Die Entwicklung der Zeitverwendung von Kindern in Deutschland von 1991 bis 2013. In: Sachverständigenkommission für den Neunten Familienbericht (Hrsg.): Eltern sein in Deutschland. Materialien zum Neunten Familienbericht. München: DJI Verl. Deutsches Jugendinstitut, S. 237–431.
- Verlan, Sascha/Schnerring, Almut (2021): Er ist ärgerlich – sie hat Angst. Eine Zusammenfassung verschiedener Baby-X-Studien. Online verfügbar unter <https://rosahellblau-falle.de/2018/04/baby-x-experimente/>.
- Vodafone Stiftung Deutschland (Hrsg.) (2015): Was Eltern wollen. Informations- und Unterstützungswünsche zu Bildung und Erziehung. Düsseldorf.

- Vries, Lisa de (2021): Regenbogenfamilien in Deutschland. Ein Überblick über die Lebenssituation von homo- und bisexuellen Eltern und deren Kindern. In: Sachverständigenkommission für den Neunten Familienbericht (Hrsg.): Eltern sein in Deutschland. Materialien zum Neunten Familienbericht. München: DJI Verl. Deutsches Jugendinstitut, S. 1–35.
- Walper, Sabine (2015): Eltern auf der Suche nach Orientierung. In: Vodafone Stiftung Deutschland (Hrsg.): Was Eltern wollen. Informations- und Unterstützungswünsche zu Bildung und Erziehung. Düsseldorf, S. 18–25.
- Wayand, Gerhard (1998): Pierre Bourdieu: Das Schweigen der Doxa aufbrechen. In: Imbusch, Peter (Hrsg.): Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien. Opladen: Leske+Budrich, S. 221–237.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing gender. In: *Gender & Society* 1, 1, S. 125–151.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1991): Doing Gender. In: Lorber, Judith/Farrell, Susan A. (Hrsg.): *The social construction of gender*. Newbury Park: Sage, S. 13–37.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (2009): Accounting for Doing Gender. In: *Gender & Society* 23, 1, S. 112–122. DOI: 10.1177/0891243208326529.